

(Nachdruck verboten.)

28]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Ona schluchzte und weinte in steigender Angst und Furcht; wilde Erregungen erschütterten sie, schüttelten sie, wie ein Sturmwind den Baum auf den Bergen schüttelt. Ihr Körper zitterte und bebte, als wenn er zerrissen werden sollte. Sonst hatte ein solcher Anfall Jurgis außer sich gebracht, jetzt stand er dabei mit zusammengebissenen Zähnen. Mochte sie sich zu Tode weinen — ihn bewegte das heute nicht. Und als er fühlte, daß ihr Schluchzen sein Blut gefrieren ließ und seine Lippen wider seinen Willen zittern machte, war es ihm lieb, daß Elzbieta, bleich vor Schrecken, die Tür aufriß und hereinstürzte. Er wandte sich fluchend zu ihr: „Geh hinaus!“ schrie er, „geh hinaus!“

Und als sie zögerte, ergriff er ihren Arm, stieß sie aus dem Zimmer, schlug die Tür zu und schob einen Tisch davor. Dann wandte er sich wieder zu Ona.

„Antworte!“ schrie er.

Sie hörte ihn nicht. Noch war sie unter der Gewalt ihres Anfalls. Jurgis sah, wie ihre ausgestreckten Hände sich zitternd und bebend reckten, hierhin und dorthin, als wollte sie etwas fassen oder zurückstoßen. Er sah, wie ihre Glieder flogen. Ihr Weinen wurde zum Schreien — dann stieß sie ein furchtbares Lachen aus. Jurgis ertrug es, solange er konnte, endlich griff er an ihre Schulter und schüttelte sie. „Höre auf, sage ich! Hör' auf!“

In Todesangst sah sie zu ihm empor und wagte nicht zu atmen, nur noch ein wildes Schluchzen schüttelte ihren Körper. Dann lag sie regungslos, vollkommen regungslos, so daß Jurgis von wilder Furcht erfasst wurde. Er glaubte, sie würde sterben. Plötzlich hörte er ihre schwache Stimme.

„Jurgis! Jurgis!“

„Was ist es?“ fragte er.

Er mußte sich zu ihr beugen, sie war so schwach. In leisen gebrochenen Lauten flehte sie: „Glaub' an mich! Hab' Vertrauen!“

„Was soll ich glauben? Was?“ schrie er.

„Glaub' mir, daß — ich weiß es am besten, — daß ich Dich liebe! Und frag' mich nicht — bitte, bitte, Jurgis, frag' mich nicht! Es ist am besten so — es ist —“

Er wollte sie unterbrechen, aber sie fuhr hastig in wilder Eile fort: „Wenn Du doch nicht fragen wolltest! Wenn Du mir doch glauben wolltest! Es war nicht meine Schuld — ich konnte nichts dafür — es ist nichts — gewiß nichts. O Jurgis, Jurgis, bitte, bitte!“

Sie tastete nach ihm, suchte sich an ihm festzuhalten, ihm ins Gesicht zu sehen — er fühlte das Bittern ihrer Hände, das heftige Wogen ihres Busens — ihre heißen Tränen auf seiner Hand. — „Glaub' mir, glaub' mir!“ flehte sie. Er aber schrie wütend: „Ich will nicht!“

Sie aber hingte sich an ihn und flehte voller Verzweiflung: „O Jurgis, bedenke, was Du tust! Es muß uns zugrunde richten — zugrunde richten! O mein Jurgis, tue es nicht! Es macht mich wahnsinnig — es wird mich töten. Nein, nein, Jurgis — ich bin verrückt, es ist nichts! Du brauchst es nicht zu wissen. Wir können glücklich sein, wir können uns ebenso lieb haben wie sonst. O bitte, bitte, glaube mir!“

Ihre Worte brachten ihn nochmals in Wut. Er entriß ihr seine Hand und stieß sie von sich. „Antworte mir!“ schrie er, „Gott verdamm' es — sage ich — antworte mir!“

Sie sank zu Boden — und weinte. Ihr Weinen gleich dem Stöhnen einer verlorenen Seele, und Jurgis konnte es nicht mit anhören. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Antworte!“

Sie schrie auf — wie ein wildes Tier aufschreit, wenn die Kugel es trifft: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“

„Warum nicht?“ schrie er.

„Das weiß ich selber nicht!“

Jetzt war er mit einem Satz wieder bei ihr und riß sie empor. „Sage mir, wo Du warst!“ stöhnte er. „Schnell, heraus damit.“

Flüsternd — kaum verständlich — kam ein Wort nach dem anderen von ihren Lippen: — „Ich — war in — einem Hause — in der — Stadt — da unten.“

„In welchem Hause? — Was meinst Du damit?“

Sie versuchte ihre Augen zu verbergen, aber er litt das nicht. „In Miß Hendersons Haus!“ flüsterte sie.

Zuerst verstand er nicht — „Miß Hendersons Haus“, wiederholte er. — Plötzlich kam — wie ein Blitzstrahl, die Erkenntnis über ihn. Aufschreiend wich er zurück. Seine Augen wurden starr — er legte die Hand an die Stirn — „Jesus! Jesus!“ flüsterte er wimmernd. Plötzlich sprang er auf sie zu und griff nach ihrer Kehle.

„Den Namen!“ ächzte er heiser. „Schnell — wer führte Dich dahin?“

Sie versuchte, sich von seinem Griff zu befreien, von ihm loszukommen, und das machte ihn noch wütender. Er glaubte, sie fürchtete sich nur — er verstand die Todesangst ihrer Scham nicht. Sie antwortete ihm: „Connor.“

„Connor!“ schrie er. „Wer ist Connor?“

„Der Aufseher — der Mann —“

In seiner Wut drückte er ihre Kehle fester, und als er sah, daß ihre Augen sich schlossen, merkte er, daß er sie erwürgte. Er ließ sie los und kauerte sich neben sie hin, bis ihre Lider sich wieder hoben. Sein heißer Atem berührte ihr Gesicht.

„Sag' mir,“ flüsterte er endlich, — „sag' mir alles.“

Sie lag bewegungslos, und er mußte den Atem anhalten, um sie verstehen zu können.

„Ich wollte nicht“ — hauchte sie. — „Ich versuchte, es nicht zu tun. — Ich tat es, — um — uns zu retten. Es war unsere letzte Hoffnung!“

Eine Weile war es still im Zimmer — nichts hörte man als seinen Atem. Ona schloß die Augen, als sie wieder sprach:

„Er sagte mir, er würde mich fort schicken — er hätte es auch getan. — Uns alle würde er fort schicken. Nie würden wir wieder Arbeit bekommen — nie! Er wollte uns verderben.“

Jurgis zitterte so, daß er sich kaum aufrecht halten konnte. „Wann begann es?“ flüsterte er wieder.

„Gleich zuerst!“ Sie sprach wie benühtlos unter einem Zwange. „Es war — Miß Hendersons Plan. Sie haßte mich — und — er wollte mich haben. Er sprach mit mir — draußen auf dem Gange, — dann sagte er mir, — daß — er mich liebte. — Er bot mir Geld, — er bat und flehte; — dann drohte er mir, — er wüßte alles von uns, — er wüßte, daß wir verhungern würden. Er kannte Deinen Aufseher und er kannte Marijas Aufseher. Er hätte uns zu Tode gehetzt; — er sagte, er würde es tun; — er sagte — dann sagte er, — wenn ich wollte — wenn ich — alle würden wir immer Arbeit bekommen — immer. Und eines Tages überfiel er mich, — er wollte mich nicht loslassen — er — er —“

„Wo war das?“

„Im Flur — nachts, — alle waren fort, — ich konnte mir nicht helfen. Ich dachte an Dich, — an das Kind, — an Mutter und die Kinder. Ich fürchtete mich vor ihm und fürchtete mich zu schreien.“

Einen Augenblick war ihr Gesicht aschgrau geworden; jetzt färbte es sich purpurn. Sie atmete schwer. Jurgis gab keinen Laut von sich.

„Vor zwei Monaten war's. Dann wollte er, ich solle in — das Haus kommen. Ich sollte dableiben. Er drohte wieder, — er würde uns alle Arbeit nehmen. Er zwang mich, abends zu kommen. Du dachtest, ich wäre in der Fabrik — denn in der Nacht als es schneite, konnte ich nicht zurück, — letzte Nacht gingen die Wagen nicht. Es war ein Zufall und wird unser Verderben sein. Ich versuchte zu gehen, aber ich konnte nicht. Du solltest es nicht wissen, — es wäre — es wäre so gegangen. — Du brauchst es nicht wissen. Er wurde meiner schon müde, — er wollte mich bald nicht mehr. Ich soll ein Kind bekommen, und ich werde häßlich. Das sagte er mir zwei, dreimal schon — diese Nacht schlug er mich — und nun wirst Du ihn töten. — Du — wirst ihn töten und wir werden sterben.“

Sie sprach das alles ohne Regung, ohne zu zittern. Sie lag ganz still, nicht einmal ihre Augenlider bewegten sich.

Auch Jurgis sprach nicht. Er stand auf — und ohne einen Blick auf Ona zu werfen, ging er zur Tür und öffnete sie. Er sah Elzbieta nicht, welche sich in einer Ecke verkrochen hatte. Er ging hinaus ohne Hut und ließ die Haustür hinter sich offen. Auf der Straße begann er zu rennen. Er rannte wie ein Beseffener, blind — in wilder Jagd, ohne nach links und rechts zu sehen. Er war in der Ashland Avenue, ehe die Erschöpfung ihn zwang, seine Schritte zu mäßigen; er sah einen Wagen kommen und sprang auf. Seine Augen flackerten, seine Haare flogen ihm um den Kopf und sein Atem ging wie der eines verwundeten Stieres. Aber die Leute im Wagen achteten darauf nicht viel. Vielleicht erschien es ihnen natürlich, daß ein Mann, der wie Jurgis roch, auch ein solches Aussehen haben mußte. Wie gewöhnlich machten sie ihm Platz. Der Kondukteur nahm seinen Nadel zimperlich mit den Fingerspitzen und überließ ihm seinen Platz. Jurgis bemerkte das nicht einmal. Sein Herz war wie ein brennender Ofen. Er stand und wartete, er bereitete sich zum Sprunge vor wie ein Raubtier.

Er hatte seinen Atem wieder, als der Wagen bei den Höfen hielt. Er sprang ab und raste weiter. Die Leute wandten sich nach ihm um und starrten ihm nach; — er sah keinen — da war die Fabrik; er stürzte durch den Torweg, den Gang hinunter. Er kannte Onas Arbeitsraum und er kannte Connor, den Aufseher der Ladeleute. Er suchte nur diesen Mann, als er den Raum erreicht hatte.

Die Männer waren hart an der Arbeit; sie luden frischgepackte Büchsen und Fässer auf die Wagen. Einen einzigen Blick warf Jurgis den Gang hinaus und hinunter; — der Mann war nicht da. Plötzlich aber hörte er eine Stimme im Korridor; — mit einem Sprunge war er dort. Einen Augenblick später stand er vor dem Aufseher. Es war ein dicker, sommersprossiger Irländer mit groben Bügen, und er roch nach Alkohol. Er sah Jurgis, als er die Schwelle überschritt, und erbleichte. Eine Sekunde zögerte er, als ob er fliehen wollte, in der nächsten aber hatte ihn Jurgis auch schon gepackt. Der Mann wollte sein Gesicht mit den Armen schützen, aber Jurgis hatte ihn schon mit der ganzen Kraft seines Armes zwischen die Augen geschlagen und hintenüber geschleudert. Im nächsten Augenblick kniete er auf ihm und würgte ihn an der Kehle.

Des Mannes Anblick schürte seine Rache, die Berührung seines Körpers machte ihn wahnsinnig. Jeder Nerv an ihm bebt, alle Dämonen wachen in seiner Seele auf. Dieses Tier hatte Ona gezwungen — und nun hatte er es — er hatte es! Jetzt kam er an die Reihe. Seine Augen sahen alles in Blut verschwommen, und er schrie auf, — hob sein Opfer und stieß es mit dem Kopf auf den Boden.

Der ganze Arbeitsraum geriet natürlich in furchtbare Erregung. Frauen schrien und wurden ohnmächtig, die Männer stürzten herbei. Jurgis merkte es nicht — begriff gar nicht, daß die Männer ihn hindern wollten. Erst als sechs Männer ihn bei den Beinen und Armen ergriffen und ihn emporziehen wollten, begriff er, daß er seine Beute verlieren sollte. In demselben Augenblick aber bog er sich rasch vor und grub seine Zähne in die Wade des einen Mannes, und als sie ihn hinwegrissen, war er mit Blut überströmt und Hautfetzen hingen an seinen Lippen.

Sie warfen ihn zu Boden und hielten ihn fest, — sie mußten ihre ganze Kraft dazu gebrauchen. Er kämpfte wie ein Tiger, er wand und drehte sich, — er schüttelte sie ab und sprang wieder auf seinen bewußtlos am Boden liegenden Feind los. Aber immer mehr Leute stürzten herbei, bis ein wild sich bäumender Berg verschlungener Körper und Glieder auf dem Boden lag. Endlich bändigten sie Jurgis allein durch die Schwere ihres Gewichtes und trugen ihn zur Polizeistation, wo er liegen blieb, bis ein Wagen von der Sicherheitswache kam, um ihn fortzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Schmuck-, Gebärden- und Trommelsprache der Naturvölker.

Von Dr. J. Wiese.

I.

Eines der interessantesten aber auch schwierigsten Kapitel der Völkerkunde berührt die Frage: in welcher Weise bringen die Naturvölker, die man sehr mit Unrecht „die Wilden“ zu nennen sich

gewöhnt hat, ihre Gefühlsregungen zum Ausdruck? Lange bevor der Mensch es gelernt hatte, sich durch Schriftzeichen zu verständigen, verfügte er schon über die verschiedenlichsten Methoden, ohne Benutzung der Sprache sich mitzuteilen. Diese Methoden kennen zu lernen, bildet nicht nur für jeden, der Interesse hat für Völkerkunde, ein reizvolles Studium, sondern sollte auch eine Hauptaufgabe eines jeden Reisenden sein, der unter möglichst geringen Gefahren sicher sein Ziel unter jenen Völkern erreichen will. Sie geben den Schlüssel zum Verständnis des Seelen- und Gefühlslebens jener Völker, und ihre Kenntnis würde so manche Fehler verhüten, die der Weiße im Verkehr mit ihnen begeht. Sie bilden auch eine Art von internationalem Verständigungsmittel, das es ermöglicht hat, ohne Kenntnis ihrer Sprache mit ihnen in nähere Beziehungen zu kommen.

Unserem Empfinden ist die symbolische Bedeutung des Schmuckes zumeist abhanden gekommen. Wir finden aber deren Kenntnis bei den Naturvölkern, bei denen der Schmuck des Körpers noch eine Rolle spielt und noch nicht durch die Kleidung verdrängt ist. Von besonderer Bedeutung ist in dieser Beziehung der sogenannte Wampungürtel. Das Wampum ist wohl hervorgegangen aus Schnüren, auf denen Muschelperlen verschiedener Farben aufgereiht waren, die Hals und Arme zierten. Sie dienten zuerst nur als Schmuck, später aber kurzten sie als richtiges Geld im Lande. Die verschiedenen Farben der Muschelschalen mögen zuerst dazu geführt haben, persönliche Merkmale, sozuzagen Eigentumszeichen in den Gürteln aus ihnen zusammenzusetzen. Es ist denkbar, daß bei den Indianern ein kleiner Tausch zur Bestätigung der Freundschaft oder eines Vertrages stattfand. Sicher ist, daß der Wampungürtel eine außerordentlich große Bedeutung angenommen, daß in ihm sich eine gewisse Urkundenschriftart seinerzeit ausgebildet hat, die allerdings untergegangen sein dürfte, noch ehe die Europäer daran dachten, derartige seltsame Kulturäußerungen zu beobachten. Wenn zwei Völker einen Vertrag abschlossen, so tauschten sie Wampums, die an Stelle einer Urkunde das Ereignis, ornamental eingeflochten, enthielten. Nach Morgan gab es unter den Profesen einen Häuptling, der das erbliche Amt eines „Wampumbewahrers“ hatte, und dessen Aufgabe es war, nicht nur selbst den Sinn eines jeden Gürtels zu behalten, sondern auch dafür zu sorgen, daß diese Kenntnis im Volke erhalten und bewahrt blieb. Zu diesem Zweck wurden in einer bestimmten Jahreszeit die Gürtel dem Schatzhause entnommen und vor dem ganzen Volke ausgestellt. Dann wurde öffentlich die Geschichte und die Bedeutung eines jeden wiederholt. Die Sitte hat sich bis heute erhalten. Es waren nicht immer nur Gürtel, die diese Inschrift und Bedeutungen hatten. Zuweilen kamen auch nur einfache Stränge von Perlschnüren zur Anwendung. So ward, wenn ein neuer Häuptling eingesetzt wurde, diesem als Bestallungsurkunde eine Wampumschnur von zehn weißen Perlketten übergeben. Wenn dagegen ein Häuptling gestorben war, so betrauerte man ihn, indem man zehn Stränge von schwarzem Wampum trug. War es ein Häuptling außer Diensten, so genügten zehn kurze Schnüre.

Es ist allerdings nicht nötig, auf das Wampum zurückzugreifen, um gewisse Schriftzeichen resp. eine Art Sprache des Schmuckes an das Licht zu ziehen. Noch ein anderes Beispiel derartigen Merkmale des Schmuckes sei hier geboten. Bei den Hidatsaindianern bedeuten Adlerfedern und ihre Ausschmückung bestimmte hervorragende Taten ihres Trägers. Eine Feder, an deren Spitze ein Bündel von Daunfedern oder einige Pferdehaare angebracht sind, besagt, daß der Träger einen Feind getötet hat, und zwar, daß er der erste war, der in diesem Kampfe jenem zu Leibe gerückt war. Demjenigen dagegen, dem es als zweiten Kämpfer gelungen war, den Feind zu Boden zu strecken, stand nur eine Feder zu, an deren breiterem unteren Ende ein wagerechter Strich gezogen war. Wer als dritter im Bunde den Feind endgültig vernichtete, hatte Anspruch auf eine Feder mit zwei roten Querstrichen, der vierte auf eine solche mit drei roten Querstrichen. Weitere Ehrenzeichen vermochte allerdings nicht einmal der indische Ehrgeiz zu verleihen. Verwandte Zeichen wendet das Volk der Dakota an. Ein Fleck an der breiteren Seite einer Feder zeigt an, daß der Träger einen Feind getötet hat, während ein Einschnitt und schwarze Umrahmung bedeuten, daß die Kehle des Feindes durchschnitten und sein Skalp gewonnen worden ist. Wurde nur die Kehle des Feindes durchschnitten, so konnte man das an einer Feder erkennen, die oben abgesehen und deren Rand an der Schnittkante dunkel gefärbt wurde. Eine gespaltene Feder besagt: viele Wunden. Bei den Hidatsa gab es noch andere allgemein verständliche Merkmale in der Tracht, solche, die auf der Kleidung häufig sogar auf den Beinen in blauer oder roter Farbe aufgemalt waren, obgleich dies eigentlich nur bei festlichen Gelegenheiten oder bei Tänzen der Fall ist. Vier in einem Quadrat sich schneidende Linien bedeuten, daß der Träger sich mit Erfolg und Geschick, den Körper hinter einem aufgeworfenen Hügel verbergend, gegen den Feind verteidigt hatte. Die Verdoppelung dieser Figur besagt, daß das Ereignis zweimal stattfand. Eine hufeisenförmige Figur erinnert daran, daß dem, der sie auf den Beinkleidern, dem Ruderblatt oder auf sonst einem Teile seines Eigentums abgebildet hat, dem Feinde ein Pferd zu stehlen gelang.

Weit entwickelt aber als die Schmucksprache ist die Zeichensprache, mittels deren sich besonders die Nordamerikaner zu unterhalten vermögen, wenn sie auch die eigentliche Sprache des Partners nicht sprechen oder nicht verstehen

tönnen. Als interessantes Beispiel dafür diene ein Satz, den der Häuptling Tce-taq-a-baq-a-qic, das ist der „dürre Wolf“, ein Häuptling der Hidatsaindianer im Dakotagebiet, dem amerikanischen Forscher Dr. Hoffmann auseinandergesetzt hat. Der ganze Satz lautet: „Vor vier Jahren vereinbarte das amerikanische Volk mit uns Freundschaft; aber sie logen. Fertig.“ Um dies auszudrücken, gebrauchte der Indianer die folgenden sechs Bewegungen: Er legte die geschlossene Hand mit dem Daumen, der über der Mitte des Zeigefingers ruhte, auf die linke Seite der Stirn, die Handfläche nach unten und zog dann den Daumen rechts eine kleine Strecke über den Kopf hinaus. — D. h. „Weißer Mann“. — Er legte die natürlich ausgebreitete Hand, deren Finger und Daumen leicht getrennt und nach links gerichtet waren, ungefähr 15 Zoll vor die rechte Seite des Körpers und bewegte sie ein Stück von sich. — D. h. „Mit uns“. — Er streckte die flache rechte Hand so aus, als wolle er die Hand irgend eines anderen Wesens ergreifen. — D. h. „Freunde“. — Er führte die rechte Hand, deren Finger mit Ausnahme des Daumens ausgestreckt waren, zur Vorderseite des Körpers zurück bis auf 18 Zoll vor die rechte Schulter. — D. h. „4“. — Er schloß die rechte Hand, Zeigefinger und Mittelfinger leicht getrennt und ausgestreckt lassend. Dann legte er sie mit dem Handrücken nach außen ungefähr 8 Zoll vor die rechte Seite des Körpers und führte sie schnell in einem leicht nach unten zeigenden Bogen. — D. h. „Lügen“. — Er legte die geschlossenen Hände zusammen vor die Brust mit den Handflächen nach unten und trennte sie alsdann in einem Bogen nach außen nach beiden Seiten fahrend. — D. h. „Fertig“.

Zur Zeichensprache gehört auch die Mienen- und Gebärdensprache, die außerordentlich reich und mannigfaltig bei den Negern ausgebildet ist. Alle Reisenden, die zum ersten Male ihren Fuß auf den schwarzen Kontinent setzen, sind erstaunt über die allen Bewegungen anhaftende Lebhaftigkeit, besonders aber deren häufige, oft ruckweise Ausführung, die in vielen Fällen ungemein affenartig zutage tritt. Das Sprechen ist überlaut und wird fortgesetzt durch bezeichnende lebende Gestikulationen unterstützt. Diese bilden eigentlich einen Bestandteil der Sprache und werden sogar im Finstern zwecklos ausgeführt. Sie drücken so deutlich das Gemeinte aus, daß man, mit den Verhältnissen vertraut, vieles, ohne eine Wort zu hören, an dieser Art Zeichensprache wie bei Taubstummen ablesen kann. Selbstverständlich erscheint der ruhige, in seinen Bewegungen gemessene Europäer, selbst der Nordländer, der doch fast immer ohne Gesten spricht, in den Augen des Neger als feine Landsleute. Dieses liegt aber nach dem Afrikanerischen Reichthum in dem ungleich lebhafteren Ausdruck der Augen bei den Weißen, in ihrer dem Interesse an all dem Neuen und Fremden entsprechenden Neugierde und dem fortwährenden Erkundigen danach, besonders aber in dem Mangel an Geduld gegenüber dem geistesstrahlen Wesen der Neger. Infolge dieser Geistesstrahltheit ist dem Neger eine große Gleichgültigkeit eigen gegenüber allen Dingen, die nicht direkt seine Persönlichkeit angehen. Sehr lebhaft und wüthig sind die Ausbrüche seiner Gefühlsäußerungen, die er nicht leicht zu unterdrücken vermag. Was wir beim Neger als Zurückhaltung, als Beherrschung oder Verrechnung auszulegen geneigt sind, ist weiter nichts als ein Ausfluß des Bewußtseins, daß er nicht leicht zu etwas gezwungen werden kann, ein Ausdruck dafür, daß es ihm gleichgültig ist, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, oder aber höchstens ein Zeichen seiner Dummheit und Schlichthrigkeit.

Sehr interessant ist die Art, wie die Neger einander begrüßen. Kommt ein Schwarzer in die Versammlung, so muß er zunächst den Häuptling begrüßen. Bei dieser Respektbezeugung legt sich auf seine Knie ein Ausdruck von Aengstlichkeit, er nimmt eine gebückte Haltung an und zieht alle Gliedmaßen möglichst nahe zu sich heran. Die Etikette erfordert, daß er eine Kniebeuge macht, indem er ein Knie nicht ganz mit dem Boden in Berührung bringt und dreimal leicht in die Hände klatscht. Vor den mächtigen Waruhäuptlingen muß sich der Antömmling zuerst das Gesicht und den Oberkörper mit Schlamm einschmieren und dann auf dem Rücken im Staube wälzen. Die gewöhnliche Begrüßung bei den Banjamwesi und den meisten Ostküstnegern besteht neben den verschiedenen Begrüßungsphrasen darin, daß sich die beiden die Hand reichen. Die Banjamwesi pressen dann nach einem leichten Drucke die Handflächen fest aufeinander und lassen sie rasch aneinander vorbeigleiten, so daß sich zuletzt nur die beiden Mittelfinger berühren. Die Mittelfinger schlagen dann mit schnalzendem Laut auf den Daumenballen. Die Warua, westlich von Tanganika, legen bei der Begrüßung die Waffen zu Boden, berühren in gebückter Stellung die Erde und reiben sich dann die Oberarme, Brust und Stirne mit Staube ein. Die Holla-Gallo am Westgestade des Tanganika kommen mit der senkrecht nach oben und außen gehaltenen Handfläche aufeinander zu, klatschen sich dann gegenseitig gleichzeitig mit der linken in die rechte Hand und dann umgekehrt, ohne die Arme zu kreuzen, einmal gegenseitig in die immer senkrecht vor die Brust gehaltenen Hände, dann einmal in die eigene und wiederholen dies dreimal. Weiber müssen, um ihren Respekt vor dem starken Geschlecht zu bezeigen, seitwärts aus dem Wege treten und mit abgewandtem Körper und niedergeschlagenen Augen dem Manne den Rücken zeigen, oder aber sie gehen in einer Stellung vorüber, die den Eindruck macht, als wenn sie unter etwas hindurchkriechen. Dabei nehmen sie einen bittenden Blick an oder machen ein absichtlich gleichgültiges Gesicht, so daß sie auf die Reisenden stets den Eindruck des Komischen machen. Wenn sich die Banjamwesiweiber

begrüßen, so machen sie eine halbe Wendung und dann einen richtigen Knix.

Sehr häufig sieht man Bewegungen, bei denen der Kopf nach hinten in die Höhe geworfen wird — das bedeutet einfach „Ja“. Dieselbe Bewegung mit einem Grinsen verbunden drückt vollsten Beifall aus. „Nein“ wird wie bei uns durch einfaches Schütteln ausgedrückt. Nicht der Kopf mehrmals langsam ernsthaft vornüber, so entspricht das dem „so, so“ oder „also doch“ des Zuhörers, es ist eine Art Verwunderung. Den Zeigefinger an einen äußeren Augenwinkel legen, besagt „Siehst du?“ oder „ich sehe“, je nach dem die Gesichtszüge dabei fragend sind oder nicht. Uebrigens sagt diese Bewegung als Antwort auf irgend eine Erzählung oder bei Versicherungen „so dumm“ oder „dafür sind wir zu helle“, dabei wird der Kopf leicht seitlich nach vorn geneigt, während das Auge von unten nach oben zum Redner listig emporschau.

Der Verneinungsbegriff, die Abwehr, das Nichteinwilligen wird der Natur der Sache nach mit den Händen und Armen ausgedrückt, „einfaches Nichtwollen“ dadurch, daß eine Hand über dieselbe Schulter mehrmals eine einfach leicht zurückschleudernde Bewegung macht, während der Kopf bei jeder Bewegung einmal schüttelt. „Entschiedenen Unwillen“ oder „Entsehen“ drücken beide rückwärts oder auch kreuzweise über die Schulter geworfenen Hände in Verbindung mit seitlichem Schütteln des Oberkörpers aus.

Die Walis pflegen dabei das verstärkte n'gaia zu gebrauchen, im Gegensatz zum einfachen n'gan. Wenn man etwas nicht tun will, zeigt man erst auf sich, schüttelt den Kopf und schlenkert bei ausgestrecktem Arm die Finger. Ebenfalls wird der ablehnende Begriff durch einfaches Zuden der Schulter in Verbindung mit dem Laute „ai“ namentlich in der Gegend der Barombi-Station ausgedrückt. Eine andere Ablehnung, entsprechend unserem „damit will ich nichts zu tun haben“, ist das wechselnde Abstreifen der Unterarme, als wenn man sich den Staub von den Armen wischt. Unserem „Ihr denkt wohl“ oder „Ihr hattet mich wohl für dumm“ entspricht beim Sitzen oder Stehen eine ebenfalls sehr eigentümliche Bewegung. Der Sprechende, der sich gegen den Wortwitz der Dummheit oder gegen eine ihm unverkämpt erscheinende Forderung ablehnend in seinen Ausführungen verhalten will, legt bei leicht seitlich geneigtem Haupte den Handrücken der leicht geschlossenen Hand an die untere Wade, während der Oberarm fest an Körper liegt; dies entspricht unserem Stemmen der Arme in die Seiten, was übrigens dem Neger auch bekannt ist. Der Ausdruck der Verwunderung ist verwandt mit diesen Gebärden; der staunende Neger sieht nachdenklich da, die Lippen der leicht geschlossenen Faust bei anliegendem Oberarm mit seitlicher Neigung des Kopfes nähernd. Noch häufiger ist folgendes in Gebrauch: mit der flachen Hand sanft auf den leicht geöffneten Mund schlagen, wobei Töne wie „ho ho“ ausgestoßen werden. Unser In-die-Händeklatschen kennt der Neger bei solchen Gemüthsstimmungen auch, dabei ruft er ein staunendes „hā hā“ aus.

Die Entfernung — „weit“ — wird ausgedrückt, indem bei ausgestrecktem Arm nach der betreffenden Richtung hin mit dem Finger geknipst wird. Fragt man nach dem Wege, so zeigt man mit dem Zeigefinger nach dem Boden, mit dem Arm alsdann langsam die Richtung des Weges an'utend. Man zeigt auf entfernte Gegenstände mit gekrümmtem Zeigefinger oder mit gekrümmtem Mittelfinger. Außerst charakt.istisch für den Schwarzen ist das Zeigen mit dem Munde. Sitzen oder stehen mehrere Neger in gemüthlicher Unterhaltung beisammen, so kann man sehr oft sehen, wie jemand, der über eine Sache oder Person spricht und die betreffende Sache oder Person auch zeigen will, da er anscheinend zu faul ist, die ineinandergeschlagenen Arme zu lösen, seinen Kopf nach der entsprechenden Richtung hin dreht und nun wie ein Schimpanse seinen Mund rüsselartig ungemein verlängert. Diesem sonderbaren Begleiter pflegen die Zuhörer alsbald zu folgen. Bei den Walis ist ebenfalls eine ganz besondere Art des Zeigens bemerkenswert, die oft bei den Unterhaltungen in hohender Stellung mit untereinandergeschlagenen Beinen ausgeführt wird: da kann es vorkommen, daß jemand auf etwas zeigt, indem er den Ellbogen auf das Knie stützt und mit dem Zeige- und kleinen Finger nach dem betreffenden Gegenstande hinweist, mit vorgeneigtem Oberkörper zwischen den beiden so ausgespreizten Fingern nach dem Gegenstande gleichsam durchwiferend. Auch hat die Bewegung mitunter nur den Zweck, den Zuhörer zur vollsten Aufmerksamkeit aufzufordern, indem man die Finger in dieser Weise auf ihn richtet.

Die Zornesäußerungen der Schwarzen sind sehr heftig. „Haltet mich oder ich bringe einen um“ ist eine auch dem Neger bekannte Phrase. Wütend verzieht ein derartiger Held sein Gesicht, er kraut die Stirne, rollt die Augen, preßt den Mund zusammen oder zieht ihn in die Breite. Dann beißt er sich wütend, ohne sich aber wehe zu tun, auf den gekrümmten zwischen die Zähne gebrachten Zeigefinger, während ihm der Speichel aus dem Munde läuft. Darauf schlänkert er mit dem Mittel- und Zeigefinger eine Gebärde, die auch bei großem Seelenschmerz, bei unangenehmen Vorgängen, wenn der Neger z. B. etwas zerbrochen hat, aber auch aus heiteren Anlässen gemacht wird. Negerweiber machen diese Gebärde des Weihens auf den Finger und des Sollenkens mit den Fingern merkwürdigerweise nie. Mit einem Holzprügel schlägt der in Zorn Geratene wütend umherlaufend, auf den Boden, die Wäme und die Strohdächer der Hütten, hütet sich aber immer weislich, einen Menschen zu treffen, und ist meist herzlich froh, wenn man ihn wirklich festhält, ihm die Waffe entreißt und zu beruhigen sucht.

Wirkliche Brüggeleiten kommen äußerst selten vor. Mit wütend drohender Gebärde, wie eben beschrieben, stehen sich die Streitenden gegenüber und stoßen mit laut kreischender Stimme dabei Schimpfwörter aus.

Kleines feuilleton.

Die Körpergröße unserer Vorfahren. Die anthropometrischen Untersuchungen menschlicher Skelette verschiedener Völker und Zeiten tun den Irrtum der Annahme dar, daß unsere Vorfahren größer waren als wir. Eine Verächtlichmachung dieser Behauptung als Ergebnis wissenschaftlichen Forscherfleißes und Scharfsinnes wäre an sich schon interessant, erhält aber erhöhte Bedeutung, weil sie einen Beitrag zur Degenerationsfrage liefert. Die lebenden Rassen werden nach ihrer Durchschnittsgröße in vier Gruppen geteilt. Zu den Großen gehören: die Engländer, die Schotten, die Scandinavier, die Lebuelchen von Patagonien, die Guineaner und die Polynesier, die sämtlich eine Körpergröße von mehr als 1,7 Metern haben. Zu den nächst kleineren mit 1,65—1,70 Meter Größe gehören: die Franzosen, Russen, Deutschen, Belgier und Iren. Eine dritte Gruppe bilden die Hindus, Chinesen, Süditaliener und Peruaner, die eine durchschnittliche Körpergröße von 1,65 bis 1,60 Metern besitzen. In letzter Stelle stehen u. a. die Malaien und die Lappen. In der *Russisch-anthropologischen Revue* berichtet J. Sämy-Lug über die nach der vorzüglichsten Methode Manoubriers ausgeführten Messungen an Skeletten, die ergeben, daß die Berichte einzelner alter Schriftsteller über Völkerstämme von außerordentlicher Körpergröße auf Täuschungen beruhen müssen; daß jene Durchschnittswerte damals nicht überschritten, sondern im Gegenteil eher nicht erreicht wurden. Der Neanderthalermensch muß eine Größe von nur 1,6 Meter besessen haben, der Höhlenmensch von Chancelade maß ungefähr ebensoviel, und Messungen an menschlichen Skeletten der späteren Steinzeit ergeben einen Durchschnittswert von circa 1,65 Meter für die Männer und 1,5 Meter für die Frauen. Messungen an Menschen einer späteren Zeit führten zu dem Schluß, daß z. B. die Bewohner Frankreichs in der gallo-romanischen Zeit allerdings etwas größer waren als die heutigen Franzosen, auch soll der Pariser des Mittelalters seinen Enkel um einen Zentimeter „überragt“ haben.

Theater.

Neues königliches Operntheater. Gastspiel der Eleonore Duse in Rosmersholm, Drama in vier Akten von Ibsen. Ost ist der Wunsch geäußert, die große Italienerin, die die still bezwingende Macht ihrer Persönlichkeit in den Stücken ihres Landsmannes D'Annunzio und in anderem dramatischen Mittelgut so häufig erwiebt, nun auch als Interpretin reifer Dichterkunst, als Darstellerin von Ibsens tiefgründigen und rätselvollen Frauengestalten zu sehen. Lang hat es bis zur Erfüllung gedauert. Bei ihrem vorletzten Berliner Besuche trat die Duse zum erstenmal als Hedda Gabler auf, und nun hat sie den neuen Zyklus ihrer Aufführungen mit Ibsens „Rosmersholm“ begonnen. So wundervolle Momente ihr Spiel enthält, jene mächtige Steigerung des Eindrucks, die wohl viele sich im Gedanken der Vereinigung der beiden Namen Ibsen und Duse versprochen haben mögen, blieb aus. Je richer ein Bühnenkunstwerk organisiert ist, um so weniger verlangt es eine Aufführung, in der nur eine einzige Kraft aus schöpferischer Fülle schafft, alle anderen dagegen bestenfalls nur das Niveau gleichgültiger Korrektheit erreichen. Ein „Rosmersholm“ mit einer noch so trefflichen Rebekka und einem nichtsagenden Pfarrer Rosmer kann es zu keiner Illusion, zu keiner dauernd angespannten Teilnahme, zu keinem sich steigenden Mitempfinden bringen. Das Stück zerbricht in Stücke. Den langen Strecken leerer schauspielerischer Deklamation gegenüber kann sich die Frische der Empfanglichkeit nicht mehr behaupten. Man bewundert die Darstellerin, aber da das Ganze der Dichtung nicht lebendig wird, nicht ausklingt in eine nachhallende Gefühlresonanz, hastet der Bewunderer kälte an. Unter solchen Umständen läuft es schließlich auf dasselbe hinaus, ob ein Ibsen oder ein kurzlebiger dramatischer Schlagler gespielt wird, sofern er nur in einer Rolle genügend Raum gibt für die Entfaltung genial-schauspielerischer Eigenart. Es kommt hinzu, daß der unendliche psychologische Nuancenreichtum des Ibsenschen Dialogs für alle, die der fremden Sprache nicht vollkommen mächtig sind, ein verständnisvolles, aus der Erinnerung den Sinn all dieser fein schattierten Wendungen ergänzendes Folgen sehr erschwert. Eine Wirkung, wie sie das gleichmäßig durchgebildete Aufführung des Brahms-Ensembles erzielt hat, ließ sich darum von vornherein aus äußeren und inneren Gründen nicht erwarten.

Der Rosmer des Herrn Leo Orlando war ein wohlgenährter Herr mit schwingvollen Jünglingsbewegungen, in seinem ganzen Zuschnitt an einen Bon vivant der Wiedermeierzeit gemahnend. Sein altererbtes Patriarchenheim sah zum Verzweifeln nüchtern aus. Die Fenster des Herrenhauses wollten absolut nicht schließen, dafür sollte wohl der Komfort einer elektrischen Lampe in der guten Stube entschädigen. Selbstsam, eine Erscheinung aus einer anderen Welt hob sich gegen die profane Umgebung und den erdenfesteren „Adelsmenschen“ die schlaffe, hohe, vom malerischen Faltenwurf des

Gewandes umflossene Gestalt der Duse ab, dem Anblick mit den feinen, schmerzverklärten, jetzt schon ein wenig spitz gewordenen Brügen. Eine Rebekka, in deren edler Stillisierung jeder Nachklang verbrecherischer Triebe ausgelöscht war. An den Sturm der Leidenschaft, von welchem Ibsens Hedda erzählt, an die Läuterung zu gefasster Resignation ließ die Darstellung der Duse glauben — nicht aber an die verschlagene weibliche Tüde, mit der Rebekka nach eigenem Geständnis die hilflose Beate in den Tod getrieben. Die Hintergründe dämonischer Jähzucht, in die die Triebkraft und Rosa Bertens schauen ließen, blieben hier von verhörenden Schleiern umhüllt. Derartiges liegt außerhalb der Grenzen der vornehmlich auf das Schwermütige, Partie, Edel-Schöne gerichteten Duse-Individualität. Aber im Rahmen dieser ihrer das nicht Wahlverwandte ausmergenden Auffassungsweise führte sie die Rolle meisterlich durch. Wie sie Rosmer nach dem langen Gespräch mit Toll gebietend und dann wieder zärtlich zu neuem Arbeitsmüde zu entflammen sucht, bei dem Wort der Liebe in seliger Freude erstrahlt und dann eine große zitternde Träne im Auge vor dem Geliebten, durch den Schatten schwerer Schuld geschieden, zurückweicht — das war ebenso wie die Schlussszene, der Abschied von Rosmer, ihr verlorenes Lächeln, mit dem sie ihn beim letzten Todesgang als Gefährten willkommen heißt, von seelenvoller Innigkeit. Der Klang der Stimme, das Spiel der Arme und Hände, die großzügig ernste Anmut ihrer Haltung hat von dem alten Zauber noch nichts eingebüßt. Das Publikum bereitete ihr nach den letzten Akten stürmische Ovationen.

Literarisches.

Der Dichter Heinrich Seidel ist am Mittwoch in Grob-Pichterfelde gestorben. Ueber ihn schreibt Eduard Engel im 2. Bande seiner kürzlich erschienenen „Geschichte der deutschen Literatur“:

„Die Fachleute, die über die zeitgenössische Literatur als Kritiker gebieten, haben H. Seidel (geboren am 25. Juli 1842 in Berlin, Westpreußen) schon lange in sein Schußfach gesteckt und darauf geschrieben: liebenswürdiger Humorist. Das ist Seidel auch; aber das allein ist er nicht, sondern ganz einfach einer unserer besten dichterischen Geschichtenerzähler... Seidel selbst erzählt, er sei einer der schlechtesten Schüler des Schweriner Gymnasiums gewesen und es habe von ihm geheißt: „Ut em ward nig!“ Zunächst wurde aus ihm ein waderer Eisenbahner: zu der für jene Zeit phantastischen Diesenhalle des Anhalter Bahnhofes in Berlin hat er die Zeichnungen gemacht, eine ganze Weile bevor Gottfried Keller — in einem Brief an Storm — von ihm bezeugte, daß er auch als Dichter „was Rechtes kann und gutgeschriebene kleine Geschichten macht“.

Zu diesen gutgeschriebenen kleinen Geschichten, die in Sammelbänden erschienen sind, gehören u. a.: „Rosenkönig“ und „Vorstadts-geschichten“. Am meisten Freunde aber erwartete sich „Leberecht Hühnchen“, der dann auch in verschiedenen Fortsetzungen erschien. Auch allerlei Geschichten und Schurren sind von Seidel. Erinnerung an seinem Leben bot er unter dem Titel: „Von Berlin nach Berlin“. In Summa: ein kleines, beschaufliches Talent, das in einer engen Welt sich wohl fühlt und seine idyllischen Reize zu gestalten weiß.

Humoristisches.

— Das Beste. „Wissen Sie, was ich gern lesen möchte?“
„Gewiß Hohenlohes Memoiren.“
„Nein, ich möchte das lesen, was Professor Curtius darin unterdrückt hat!“

— Der Reichs-schmied. „Was machst Du, Vater?“
„Ich glühe zwei Schwerter. Das eine will ich für Oesterreich führen!“

„Und das andere?“
„Wenn Rußland will, gegen Oesterreich.“

— Russisches Festspiel. Erz. v. Güssen: Wenn zur nächsten Taufe ein Großfürst nach Berlin zu Besuch kommt, müßten wir ihm zu Ehren ein Stück aufführen, daß sich ein bißchen russisch macht und ihn heimlich annutet.

Gosmarschall: Nun, dann wäre wohl das beste das Stück aus dem Thalia-Theater: „Wenn die Bombe platzt!“
(„Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Die ständige Kunstausstellung von Fischer u. Franke, Berlin W., Eichhornstr. 5, ist seit dem 1. November d. J. unentgeltlich zugänglich. Ausgestellt sind die farbigen Wiedergaben nach Gemälden alter Meister sowie an 100 Künstler-Steinzeichnungen. Die Ausstellung ist an allen Wochentagen von 10 bis 4 Uhr geöffnet.

— Die Wartburg soll von jetzt ab nur noch gegen Entrée geöffnet werden. Der Großherzog von Weimar hat die Höfe zu sperren lassen. Da wird der geduldige Michel wohl noch dankbar sein müssen, wenn er überhaupt hineingelassen wird.

— Das neueste auf dem Gebiete des Denkmalsports ist ein Porzellandenkmal, das in Moskau bei Gera errichtet wurde. Es stellt den jetzigen Beherrscher aller Altendorfer in Lebensgröße auf einer Porzellanpfeile vor.